

(was getrost bezweifelt werden darf); er plädiert für die Überwindung der Grenzen durch Vernunft (wie im Falle der EU). Sehr gut aufgehoben ist man bei dem Beitrag von Aleida Assmann. Sie informiert kurz und gründlich mit einem interdisziplinären Ansatz über die Dialektik von Zentrum und Peripherie und stellt an Beispielen eine Dynamik der Peripherie im Zuge von Expansion der Statik in den Kolonien gegenüber, wobei sich Zentrum und Peripherie grundsätzlich jeglicher andauernden Fixierung entgegenstellen, ja gerade in der Dynamik ihr Erklärungspotential liegt. Sehr originell verbindet sie diese Feststellungen mit den Kategorien Ordnung, Unordnung und Neuordnung.

Andrzej Tomaszewski referiert das Problem Mitteleuropa/Ostmitteleuropa als geografisch-politische Zuweisung und verifiziert sie kunstgeschichtlich, wobei er die Perspektive auf den „Deutschen Osten“ bevorzugt. Milos Havelka nimmt diesen Ansatz auf und stellt die seit den achtziger Jahren wieder aktuelle Frage „Wo liegt die Mitte Europas?“. Er greift dabei auf die *mental maps* und die Klassiker der regionalen Ordnung (Oskar Halecki, Jenő Szűcs u.a.) zurück. Es folgen Regionalstudien, die historische Landschaften im europäischen und nationalen Gedächtnis verorten: Marek Czapliński bearbeitet Schlesien und Richard Wagner die Habsburgermonarchie.

Der zweite Teil des Bandes eröffnet mit Transformationsproblemen in postkommunistischen Ländern. Vladimir Kreck macht das am Beispiel der Kulturpolitik in Rumänien deutlich, und Anton Sterbling versucht sich mit einer Typologie des Stalinismus in Rumänien und seinen Weiterwirkungen (wie bei einigen der folgenden Beiträge mit Bibliografie). Hier geht der Faden von Zentrum und Peripherie endgültig verloren. Volkhard Knigge thematisiert das Erinnern nach der Wende in Deutschland und die Präzisierung des nationalhistorischen Kreuzungspunktes Nationalsozialismus und macht auf die allgemein bekannten Probleme aufmerksam.

Im letzten Teil des Bandes gelingt es noch einmal, die Aufmerksamkeit des Lesers zu wecken. Arbogast Schmidt setzt sich kritisch mit der Behauptung der Vereinheitlichung der Wissenschaftsdisziplinen und ihrer kommunikativen Verschmelzung auseinander. Er stellt die These auf, dass bestimmte Basisüberzeugungen dieses Zusammenwachsen verhindern. Auf der Grundlage eines ausgiebigen wissenschaftshistorischen Rekurses stellt er schließlich fest, dass wir es eher mit einer Verprovinzialisierung des Denkens zu tun haben.

Am Ende des Bandes konzentrieren sich die Beiträge auf die Grenzstadt Görlitz, in der die herausgebende Institution Pontes ihren Sitz hat. Gudrun M. König beschäftigt sich unter dem Titel „Urbanität in der Provinz“ mit der Geschichte des Görlitzer Warenhauses, Christine Weiske, Katja Schuknecht und Mariusz Ptaszek mit den alltagsweltlichen Praktiken sozialer Integration in der geteilten Stadt. Bernd Kauffmann und Günther Beelitz beenden den Band mit einem kritischen Zustandsbericht über die „Verfasstheit dieser Republik“ und einem Plädoyer für das Theater in der Provinz.

Die Beiträge sind insgesamt sehr unterschiedlich und bedienen fast das gesamte Spektrum wissenschaftlicher Qualitätsstandards. Der Band bietet Anregungen und durchaus interessante Aspekte. Der große Wurf „eminenter Wissenschaftler und geistiger Exponenten“, wie auf dem Buchrücken angekündigt, ist er hingegen nicht. Das liegt vor allem auch daran, dass eine dem Gegenstand entsprechende innovative und verbindliche Fragestellung nicht formuliert wurde, was durch die Ankündigung durchaus hätte erwartet werden können.

Rostock – Toruń

Ralph Schattkowsky

**Biography between Structure and Agency.** Central European Lives in International Historiography. Hrsg. von Volker R. Berghahn und Simone Lässig. Berghahn Books. New York – Oxford 2008. VIII, 272 S. ISBN 978-1-8454-5518-7. (£ 45,-.)

Der Sammelband misst Nutzen und Nachteile biografischer Ansätze in der Historiografie vor allem an Biografien deutscher Personen aus dem 20. Jh. Der konzeptionelle Referenzrahmen ist dabei stark von der Auseinandersetzung zwischen Sozial- und Kulturgeschichte bestimmt. In ihrem Einleitungstext benennt Simone Lässig Schwerpunkte

aktueller Biografik. Demzufolge liegt Biografien eine Perspektivenvielfalt zugrunde, die die Selbstwahrnehmung der untersuchten Person, Fremdwahrnehmungen seitens ihrer Zeitgenossen und anderer Biografen sowie schließlich die bewusst offengelegten Episteme des Biografen umfassen. An die Stelle des linearen und kohärenten Entwicklungsromans einer Figur tritt die Darstellung fragmentierter Lebensläufe mit ihren Brüchen, Zufällen und auch Leerstellen. Biografien zielen zudem auf Kontexte, die sie als individuierte Sozialstrukturen von Generation, Geschlecht, Stand, Milieu, Profession, Kultur, Religion, Politik und Ökonomie begreifen. Strukturen und Handlungsoptionen sollen in Biografien in ihrer Reziprozität sichtbar werden. Biografien erscheinen dabei als Sonden in gesellschaftliche Konstellationen.

Die Beiträge stammen von Historikerinnen und Historikern, die bereits biografisch gearbeitet haben. In der reflexiven Darstellung biografischer Erfahrung liegt eine große Stärke dieses Bandes. Ian Kershaw beschreibt in seinem Text, wie er erst dann zur Biografik kam, als ihm die Debatte zwischen Intentionalisten und Strukturalisten unfruchtbar erschien. Indem er Max Webers Begriff der charismatischen Herrschaft aufgriff, fand er einen Zugang zur Biografie Adolf Hitlers, in dem sich individuelle und strukturelle Erklärungen für den Nationalsozialismus ergänzen. Demgegenüber hat John C.G. Röhl die Biografie stets als wichtiges Feld der Geschichtsschreibung betrachtet, da sie in seinen Augen dem Imperativ der Quellennähe am eindeutigsten folgt. Karl Heinrich Pohl kritisiert die unreflektierte Übernahme von Selbstinszenierungen in der Stresemann-Biografik. Angelika Schaser verbindet ihre Ausführungen über die Frauenrechtlerinnen Helene Lang und Gertrud Bäumer mit dem Befund, dass die Biografieforschung noch weit davon entfernt sei, die Potentiale der Geschlechtergeschichte aufzugreifen. Jan Eckel und Christoph Strupp plädieren mit ihren biografischen Arbeiten über Hans Rothfels und Johan Huizinga für eine Wissenschaftsgeschichte, die biografische Ansätze nutzt, um Denkmuster, Schulbildungen und akademische Netzwerke zu erhellen. Demgegenüber vertritt Joachim Radkau in seinem Beitrag über Max Weber die These, dass Privates und Intimes nicht vom Öffentlichen und Akademischen getrennt werden könne. Webers Werk lässt sich Radkau zufolge erst entziffern, wenn der Zusammenhang von *eros* und *logos* zur Kenntnis genommen wird. Michael Wildt unterstreicht die Relevanz der Kategorie Generation am Beispiel kollektivbiografischer Studien über die SS-Einsatzgruppen. Hilary Earl knüpft daran an und verweist auf die Akten der Kriegsverbrecherprozesse als aussagekräftige Quelle kollektivbiografischer Täterforschung. Cornelia Rauh-Kühne und Hartmut Berghoff stellen in ihrem Beitrag die Biografie des Unternehmers Fritz Kiehn dar, der sowohl im Nationalsozialismus als auch in der Bundesrepublik als Unternehmer und Lokalpolitiker in Trossingen reüssierte. Mark Roseman thematisiert in seinem Beitrag Gedächtnis und Erinnerung der Holocaustüberlebenden Marianne Ellenbogen. Dabei problematisiert er Überschreibungen und Auslassungen des Gedächtnisses. Willem Frijhoff profiliert in seinem Beitrag über Evert Willemsz Bogaert (1607-1647) eine Form der kontextualisierten Biografie. Frijhoff erzählt nicht linear die Lebensgeschichte vom Waisen zum Pfarrer, sondern bezieht die Quelleninterpretation in seine Darstellung ein und erschließt sich soziale und kulturelle Zusammenhänge aus einer biografischen Perspektive. Volker Berghahn beschließt den Band mit einem weitausholenden Rundumschlag über die Biografie in der Historiografiegeschichte vor allem seit 1945 und plädiert zum Schluss vehement dafür, in der Biografik Privates und Öffentliches zu trennen, um allein Letzteres als biografisches Fenster mit Ausblick auf Fragen der Sozialgeschichte zu profilieren.

Allein Autobiografien und Narrativität liegen jenseits des weitgespannten multidisziplinären Horizonts des Beitrags. Irreführend ist das Stichwort „Central European Lives“ im Untertitel. Von zwei Beiträgen abgesehen handelt es sich um deutsche Biografien. Zu Missverständnissen könnte die Übersetzung strukturgeschichtlicher Ansätze ins Englische als *structuralism* führen, worunter der Strukturalismus französischer Erkenntnis- und Sprach-

theorie verstanden wird. Davon abgesehen bietet der Band einen facettenreichen Einblick in die sozialgeschichtliche Relevanz und Aufschlusskraft biografischer Arbeiten.

München

Martin Aust

**Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung.** Beiträge zur Historischen Stereotypenforschung. Hrsg. von Hans Henning Hahn und Elena Mannová unter Mitarbeit von Stephan Scholz und Tobias Weger. (Mitteleuropa-Osteuropa, Bd. 9.) Peter Lang. Frankfurt am Main u.a. 2007. 535 S. ISBN 978-3-631-50445-1. (€ 69,—.)

In der neueren Mittel- und Osteuropa-Forschung hat sich die Stereotypenforschung als ein fächerübergreifendes wesentliches Element etabliert. Ihre Notwendigkeit ist historisch dadurch begründet, dass in den voneinander abgeschotteten und gegeneinander aufgestellten nationalen Kommunikationsräumen des 19. und 20. Jh.s die Völker Europas nicht miteinander übereinander zu reden trainiert wurden. Den zu nationalen Kollektiven zusammengefassten Menschen wurden durch Erziehung und Bildung, Medien und Institutionen wertende (und zuvor oft über Jahrhunderte hinweg langsam entstandene) Bilder vermittelt von jenem „eigenen“ Kollektiv, dem sie sich zurechnen sollten, und von den Kollektiven der „Anderen“, der Nachbarvölker, von denen sie sich abgrenzen sollten. Die Aufarbeitung dieser subkutan oft noch immer wirkungsvollen Bilder seit 1989 ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst. Die Zahl derjenigen, die sich in größeren oder kleineren Studien, in internationalen Workshops, Fortbildungsveranstaltungen etc. daran beteiligt, ist kaum noch zu überblicken. Zu denjenigen, die dieses Feld erarbeitet und maßgeblich zu seiner Wirkung beigetragen haben, gehört auf deutscher Seite Hans Henning Hahn, der nun gemeinsam mit Elena Mannová einen weiteren Sammelband zum Thema vorgelegt hat.

Der überlegt konzipierte Band wird eingerahmt von grundsätzlichen einleitenden Überlegungen („12 Thesen zur historischen Stereotypenforschung“) und einer abschließenden konkreten Fallstudie „über die Stereotypen ‚der Slowaken‘ in der deutschsprachigen Literatur“ von Hahn selbst. Als Herausgeber steckt er damit das Feld ab, in das sich die übrigen 18 Beiträge (von denen wiederum einer von ihm selbst stammt) einordnen. Das Hauptproblem der Stereotypenforschung – dies wird in Hahns Eingangstext auch explizit hervorgehoben – ist eine noch immer weitgehende Ungeklärtheit des Stereotypenbegriffs; die Forschung sei sich noch „nicht einig geworden, was genau darunter zu verstehen sei“ (S. 15). Hahn leistet dann in zwölf Thesen eine Synthese verschiedener sich ergänzender Verständnisdimensionen des Begriffs „Stereotyp“ und leitet daraus sein Konzept einer historischen Stereotypenforschung ab. Deren Ziel sei es, „über die Beschreibung und eventuelle Widerlegung von Stereotypen hinauszugehen und sich die Aufgabe zu stellen, die Mechanismen ihrer Benutzung und ihrer Wirksamkeit zu erforschen“ (S. 24). Der Band und seine Beiträge müssen entsprechend als Anwendungsbeispiele dieses Forschungsprogramms gesehen werden.

Thematisch wie methodisch stecken sie ein breites Feld ab, das hier nur exemplarisch vorgestellt werden kann: Lúbor Králik untersucht die Verwendung ethnischer Bezeichnungen in einem übertragenen Kontext an slowakischen Beispielen (analoge deutsche Beispiele wären „böhmische Dörfer“ oder „polnische Wirtschaft“), Elena Mannová variiert im Prinzip diesen Ansatz, wenn sie die Funktion stereotyp gebrauchter Ethnonyme in slowakischen Kochbüchern untersucht; Oľga Danglová folgt mit einer Untersuchung der Texte auf textilen Wandbildern aus der Slowakei. Diese Beispiele – es sind die ersten Artikel nach Hahns Eröffnungstext – zeigen bereits, dass ein großer Teil der Beiträge von Forscherinnen und Forschern aus der Slowakei kommt und sich zumeist sehr konkreten Beispielen für Stereotype in slowakischen Kontexten zuwendet. Hätten die Herausgeber sich auf diese Beiträge konzentriert, wäre ein spannender und vielleicht sogar grundlegender Band über Stereotype in der slowakischen Kultur entstanden – immerhin geht der Band ja auch zurück auf eine Tagung, die 2001 in Bratislava stattfand. Nicht umsonst widmet